

Ein überzeugender Künstler

Colin Davis begegnete der Musik stets uneitel – und dafür wurde er von seinen Musikern und seinem Publikum geschätzt. Die Firma Sony hat nun in einer Box mit 51 CDs sämtliche RCA-Aufnahmen des britischen Dirigenten zusammengefasst und dem Sammler zugänglich gemacht.



Wer Musik macht“, so lautete eine Devise von Colin Davis, „der sollte sein Ego an der Tür abgeben“. Und Orchestermusikern, die den Eindruck erweckten, sich mit ihrer Interpreten-Eitelkeit in den Vordergrund zu spielen, statt dem Notentext zu dienen, konnte er entgegnen: „Sie sind nicht im Mindesten von Belang.“ Ansonsten war er für einen eher freundlichen und zurückhaltenden Umgang mit dem Orchester bekannt. Seine Haltung war zeitlebens von einer bescheidenen Aufrichtigkeit, ja einer gewissen Demut geprägt, die die sorgfältige Erarbeitung einer Partitur und das künstlerisch im besten Sinne verlässliche Resultat über das Zelebrieren des eigenen Charismas stellte. Die Originalklangbewegung bezeichnete Davis einmal als ein „emotionales Desaster“ und betrachtete sie mit bewusster Übertreibung sogar als eine Unterhaltungskunst, mit der man kaum „auf den Grund einer Brahms-Sinfonie“ gelangen könne. Und eben dies, zum Wesentlichen eines Werkes vorzudringen, war sein vordringlichster Wunsch. Das belegt eindringlich die Fülle an Aufnahmen, die Davis, der vergangenes Jahr im Alter von 85 Jahren starb, hinterlassen hat. Wohin man auch immer greift in der 51 CDs umfassenden Neuauflage seiner gesammelten Einspielungen für RCA, kann man sich auf das Niveau von profunden, sorgfältig entwickelten, oft auch erhellenden Interpretationen verlassen.

Einen leichten Start in die Karriere hatte Colin Davis nicht. Zwar stand sein Berufswunsch für ihn bereits im Alter von 13 Jahren fest – doch im kinderreichen Elternhaus fehlten sowohl das Geld, als auch der Platz für ein Klavier. Der musikbegeisterte Junge lernte daher zunächst Klarinette. Als Folge davon blieb ihm während seines Studiums am Royal College of Music in London die Dirigierklasse verschlossen, da er keine Klavierkenntnisse vorweisen konnte. So schaute er sich das Dirigierhandwerk zunächst vom Klarinettenpult aus ab – etwa bei Fritz Busch im Graben von Glyndebourne – und sammelte Erfahrungen als Chorleiter. Nach Erfolgen als Einspringer für Otto Klemperer in der Royal Festival Hall und für Thomas Beecham in Glyndebourne folgten erste Stationen als Chef der Sadlers Wells Opera und des BBC Symphony Orchestra, bis Davis 1971 zum Musikdirektor des Royal Opera House ernannt wurde, wo er 16 produktive Jahre lang als Nachfolger von Georg Solti wirkte. In Deutschland prägte er als langjähriger Chefdirigent des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks und als Ehrendirigent der Sächsischen Staatskapelle die Musikmetropolen München und Dresden. Als erster britischer Dirigent auf dem Grünen Hügel übernahm er 1977 die Leitung von Götz Friedrichs „Tannhäuser“-Inszenie-

rung in Bayreuth. Schließlich stand Davis bis 2006 auch an der Spitze des London Symphony Orchestra.

Davis beherrschte die Kunst, genau in die Musik hineinzuhorchen, ihrem Fluss gerecht zu werden, ohne einem Werk den eigenen Deutungsstempel aufzuzwingen. Das Herz eines Dirigenten, so sagte er, müsse total und unbedingt für die Musik schlagen, denn nur dann könne er mit seinem Körper alles ausdrücken, was er wolle. Auf erste Hören könnte man abschätzig folgern, dass Davis' Interpretationen eher durch ihr herausragendes Handwerk bestechen, als durch in irgendeiner Weise spektakuläre Neudeutungen oder überraschende Effekte. Tatsächlich würde man ihm sicher nicht den Geniefunk eines Celibidache oder eines Bernstein attestieren – worüber er sich übrigens selber ohne jeden Gram bewusst war. Doch die enorme Aufrichtigkeit, die aus diesen Aufnahmen spricht, ihre artikulatorische Deutlichkeit, ihre klangliche Transparenz, die stimmigen, im Ganzen eher zügig gehaltenen Tempi und die unaufdringlich-analytische Weise, mit der es Davis gelang, eine sinfonische Form bis in ihre Details hinein zu durchleuchten, ohne sie zu sezieren: All dies bestätigt das Bild eines überzeugenden und wichtigen Künstlers, dessen Interpretationen man sich rückhaltlos



anvertrauen kann. Je öfter und genauer man sie hört, desto mehr beginnt man, in ihnen zu entdecken.

Die Einspielungen spiegeln Davis' Faible für Zyklen wider, als eine Facette seiner gewissenhaften Gründlichkeit. Mit dem Münchner Orchester hat er sämtliche Brahms-Sinfonien aufgenommen, ergänzt um die beiden Klavierkonzerte, das Violinkonzert und die Konzertouvertüren: Es ist ein warmer, einfühlsamer, dennoch unsentimentaler Grundduktus, der diese Interpretationen bestimmt, wobei es gelingt, die Brahms'sche Orchesterpolyphonie verblüffend transparent zu machen, ohne die dramatische Wucht dieser Musik zu leugnen. Der wunderbare Schubert-Zyklus mit der Dresdner Staatskapelle verhilft dem Sinfoniker als Formkünstler eigenen Rechts zur Geltung, ohne die Interpretationen der frühen Sinfonien schon auf die Brüche und die Tragik der „Unvollendeten“ und der sinfonischen Fragmente festzulegen.erspürt wird hier jedoch zugleich der

Zu seinem 80. Geburtstag führte Colin Davis Mozarts Requiem auf

genuin Schubert'sche, auf Mahler vorausweisende Ton. Jedem Ausdrucksdetail wird Aufmerksamkeit entgegengebracht, und doch behält die Interpretation das Ganze der sinfonischen Struktur im Blick.

Als wichtigste englische Dirigentenpersönlichkeit zwischen den großen Alten wie Thomas Beecham, John Babirolli und der Generation Simon Rattles hat sich Davis nachhaltig auch für die englische Musik eingesetzt und das Vorurteil korrigiert, außer Purcell und Benjamin Britten habe das Land keine nennenswerten Komponisten hervorgebracht. Davis machte klar, dass es lohnende Musik auch von Edward Elgar, von Vaughan Williams, Michael Tippett und William Walton gibt – wie er sich überhaupt, so unbeeinflusst von Moden, wie er war, für eine Öffnung des Repertoires einsetzte. Er war es, der die Musik von Hector Berlioz wiederentdeckte, indem er an Covent Garden zunächst die erste vollständige Aufführung der „Trojaner“ realisierte und Berlioz einen festen Platz in seinem Repertoire zugestand. Diese Pioniertat spiegelt die Box leider nur exemplarisch mit einer Einspielung von Ouvertüren des französischen Romantikers. Dafür enthält sie die gelungenste jener drei Gesamteinspielungen der Sinfonien von Jean Sibelius, die Davis herausbrachte, nämlich den aus den neunziger Jahren

stammenden Zyklus mit der Dresdner Staatskapelle. Auch Sibelius galt bis dahin als ein eher geringgeschätzter Komponist.

Davis' tiefe Liebe galt der Musik von Mozart – die er höchst „natürlich“, ohne Zuckerguss und ohne manierierte Gesetztheit dirigieren konnte. Die Box bietet zahlreiche Beispiele dafür, so etwa die hochdramatischen Opernarien-Interpretationen mit der Sächsischen Staatskapelle und einer fulminanten Vesselina Kasarova oder die Einspielungen später Klavierkonzerte mit dem English Chamber Orchestra und Alicia de Larrocha. Der Operndirigent kommt mit durchweg gelungenen Gesamteinspielungen von Verdis „Falstaff“, Beethovens „Fidelio“, Wagners „Lohengrin“ und Mozarts „Figaro“ zu Wort. Den Mozart-Verehrer Tschaikowsky lehnte Davis skurrilerweise gänzlich ab. In solchen, dezidiert idiosynkratischen Urteilen mag man einen Charakterzug von Colin Davis erkennen, den man bei all der Solidität, die seine Dirigierkunst auszeichnete, und

die er auch ein wenig als Selbstschutz vor sich hergetragen haben mag, auf den ersten Blick nicht vermuten würde: eine gewisse, sehr britische, bisweilen bis an die Grenze zur Morbidität reichende Exzentrik. Dass er auch ein Mann der verrückten Ideen und des schwarzen Humors war, belegen Geschichten wie jene über das lebensgroße Skelett, das als Mitbewohner seiner Nord-Londoner Stadtwohnung wohl einen festen Platz im Wohnzimmer des ersten Stockwerks hatte. „Just a reminder“, nur eine Mahnung, soll Davis den schockierten Besuchern versichert haben. Von ähnlicher Symbolik war seine Entscheidung, sein Geburtstagskonzert zum Achtzigsten mit Mozarts „Requiem“ zu begehen. Davis liebte solche Botschaften. Sein Antrittskonzert in München gab er mit Beethovens „Missa solemnis“ – als Zeichen der Seriosität, der Ernsthaftigkeit, des Anspruchs, den er anpfeifte. Wie es ihm mit dem BR-Orchester gelang, Beethovens humanitärer Botschaft nichts an Emphase schuldig zu bleiben, ohne sie jedoch ins Pathetische oder aufgesetzt Religiöse zu wenden, davon gibt die spätere Aufnahme mit den Münchnern ein Bild. Denn Davis setzte dieses Werk auch 1993 bei seinem Abschied aus München wieder aufs Programm.

Davis meidet in seinen Interpretationen den ohrenfälligen Effekt. Er hütet sich davor, zu viel zu wollen, wie er auch niemals Maß und Balance des Musikalischen ris-

kieren würde, nur um einer zweifelhaften Steigerung des Ausdrucks willen. Von einem Feuerkopf wie dem jungen Simon Rattle oder wie Daniel Harding, vom bekenntnishaften Gestus eines sich mit Haut und Haar Hineinwerfens in die Werke, trennen ihn Welten. Tschaikowsky mag man mit so einer Haltung nicht dirigieren können – denn diese Musik fordert wie kaum eine andere das offene Bekenntnis heraus. Doch die Distanziertheit, die man bei Davis zu spüren meint, hat nichts mit routinehaftem Gleichmaß zu tun. Denn im Inneren der vorbildlich beherrscht wirkenden Interpretationen kocht und brodelt es durchaus. Auch die beiden Mahler-Interpretationen mit dem BR-Symphonieorchester, die die Sammlung enthält – die vermeintlich „leichte“ Vierte und die gigantische „Sinfonie der Tausend“ –, machen das deutlich. Die Morbidität des Wunderhorn-Idylls im Finale der Vierten kommt Davis so entgegen, dass er darauf verzichten kann, das Schneidende, Ätzende dieser trügerischen Ruhe plakativ auszustellen. Er dirigiert gleichsam nur, „was geschrieben steht“, das aber mit einer solchen Akribie und klanglichen Transparenz, dass nichts durch falsche Süße verschleiert wird. Die Orchester- und Vokalmassen der Achten wiederum fächert der geübte Operndirigent Davis so lapidar auf, dass ihr Sinn sofort ohrenfällig wird. Denn Mahler forderte die Riesenbesetzung nicht, um größtmögliche Massivität des Klangs zu erzielen, sondern um der Vielfalt charakteristischer Farben willen. Bei Davis klingt das, als würden zahlreiche Kammerorchester aufeinandertreffen. Die eigentliche „Größe“ der Sinfonie ergibt sich so ganz unpathetisch, aber höchst wirkungsvoll aus dem Kräftegeschiebe widerstreitender klanglicher Parteien.

Daran, Mahler „doppelbödig“ zu hören, hat man sich längst gewöhnt. Womöglich gilt Ähnliches für die ausgewogene, sich niemals aufdrängende Interpretationskunst von Colin Davis: Will man ihre musikalischen Einsichten teilen, dann tut man gut daran, wie er sagte, „bis auf den Grund“ zu hören.

Julia Spinola

Sir Colin Davis – The Complete RCA Legacy (Werke von Mozart, Beethoven, Berlioz, Brahms, Schubert, Schumann, Verdi, Elgar u. a.); Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, Staatskapelle Dresden, London Symphony Orchestra, Colin Davis (1963-2000); RCA/Sony 51 CD 88843006072